

Die Mutter

Autor(en): **R.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 11

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636903>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

um die aus Tannengrün umkleidete Kanzel, und hie und da vor einem der traurigen Steinkreuze lag ein buntes Blumensträußchen. Auf vielen hundertern nur ein paar!

Aber in den zu grünen anfangenden Baumkronen schmeterten Amseln und Finken ihr Lied. Und es mag zu den armen Toten hinuntergeklungen haben: „Und die Böglein, die sangen so wunder, wunderschön; in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!“

Die Mutter.

Aus dem Polnischen von R. B.

Alle beglückwünschten sie — aber sie konnte sich über das Ereignis nicht freuen. Es war ja alles wahr — Karol war jung und schön, reich und verliebt und war, wie man ihr erzählte, berühmt geworden da irgendwo, in jener Welt, die Berse liebt und sich an ihnen begeistert. — Aber ungeachtet alles dessen, war sie nicht befriedigt. Vor allem ist es so unerwartet gekommen... Wahrlich! Sie hätte doch selber merken sollen, wozu all das führte! Schon seit Monaten kam Karol ins Haus, aber es war ihr nichts aufgefallen. Für sie, die Mutter, war Stefa noch ein Kind; ein kleines Mädchen, wie damals, als sie an Mutters Kleid geklammert, ihr im Hause überall nachlief. Wenn sie ihr irgend einen kleinen Kinderdienst erwiesen hatte, da fragte sie immer: „Mama, bin ich brav?“ Was für ein herziges Kind war sie doch!

Und wenn man bedenkt, daß sie jetzt einem fremden Menschen schon fast angehört — und dieser Mann wird nach einigen Monaten sie seine Frau nennen dürfen! Stefa! ihre kleine Stefa! Das schien ihr so unwahrscheinlich...

Schon zwei Monate sind seit der Verlobung verfloßen und sie konnte sich noch immer nicht an diesen Gedanken gewöhnen. Und jetzt saß sie da im traurigen Dämmerlichte eines Wintertages und grübelte in ihrem schlichten mütterlichen Gemüte über dieses Ereignis nach, — ein Ereignis, das doch so alltäglich war, aber für sie so ungewöhnlich...

Seit dem Tode ihres Mannes hatte sie sich nie von ihrer Tochter getrennt. Sie hatte sie sogar nicht in die Schule geschickt, um sie so viel wie möglich um sich zu haben. Und so verbrachten sie zusammen viele Jahre in dem ruhigen, kleinen Hause in der Vorstadt, das zusammen mit der bescheidenen Witwenpension ihr ganzes Vermögen darstellte. Stefa wuchs heran und blühte auf, aber sie selber, unter der Last der alltäglichen Sorgen dieses grauen Lebens, neigte sich langsam zur Erde. Ihr Gesicht wurde gelber und voller Falten, ihre Finger immer hagerer und steifer und ihr Herz, das seit dem Tode ihres Mannes unregelmäßig und schmerzhaft arbeitete, hörte oftmals gar zzu schlagen auf für einen Augenblick, der ihr wie eine Ewigkeit schien. Dann war ihr der Atem beklommen und sie empfand einen stechenden Schmerz in der Brust. Die Ärzte hatten ihr Ruhe und Schonung anempfohlen. Ein alter Freund von ihren besseren Zeiten her deutete ihr an, daß es ratsam wäre, die Tochter jetzt zu versorgen. Sie hatte wohl verstanden. Sie zitterte bei dem Gedanken, daß ihr Herz plötzlich aufhören würde zu schlagen, wie ein zerstücktes Uhrwerk, und dann ganz stille stehen. Was wird dann aus Stefa werden?

An einem Frühlingstage, auf einem Spaziergange mit Freunden, hatten sie die Bekanntschaft von Karol gemacht. Er hatte sich viel mit Stefa unterhalten. Er schaute sie so seltsam an, mit einem Ausdruck des Entzückens in den Augen — eines Entzückens, welches ihrem Mutterherzen sehr wehe tat. Sie ahnte wohl, daß solch ein Blick nichts Gutes bedeutete...

Dann kam er ins Haus, zuerst hie und da — hernach immer öfter, wie gewöhnlich, immer die alte Geschichte! Er verweilte immer länger in dem schlichten Häuschen und verschlang Stefa mit immer glühenderen Blicken. —

Und Stefa? — Stefa, die immer stille und ruhige, wurde noch stiller; ihre großen hellblauen Augen waren

voll Tiefsinn und Schwermut und erheiterten sich nur bei seinem Erscheinen.

Sie seufzte tief auf. — Man hat sein Leid mit diesen Mädchen!

Endlich machte er den Heiratsantrag. Zuerst sprach er mit der Tochter, dann erst mit der Mutter. Sie gab ihre Einwilligung, weil Stefa so sehr verliebt war und übrigens — was hätte sie auch dagegen sagen können? Er liebte Stefa, er war jung und reich. Sie hätte eigentlich zufrieden sein sollen, daß ihre geliebte Tochter, jetzt, wo ihre Gesundheit immer schlechter wurde, einen Mann gefunden, der sie liebt und der ihr ein Beschützer sein wird. Und doch war sie nicht beruhigt...

Man konnte Karol nichts vorwerfen — aber er gefiel ihr nicht. Er war so ganz anders als die Menschen, mit denen sie ihr ganzes Leben verbracht und an die sie gewöhnt war. Man sagte ihr, daß er ein großes Talent hätte und die Jugend prophezeite ihm eine glänzende Zukunft und großen Ruhm. Aber darüber konnte sie nicht urteilen. Sie hatte einige seiner Gedichte gelesen, aber sie hatten ihr nicht gefallen. Sie waren seltsam und unnatürlich, wie alles an ihm, ihr unverständlich und übertrieben. Und manche Verse schienen ihr anmaßend und gottlos. Und dazu kam noch seine Prahlerei und sein Eigendünkel.

Er sprach am meisten und am liebsten von sich, als ob nur er allein etwas bedeuten würde. Von anderen Leuten, von jenen Menschen der Arbeit und der Pflicht, von jenen schlichten und rechtschaffenen Familienvätern und den guten Ehemännern, die sie so hoch schätzte, sprach er immer mit Geringschätzung und Hohn. Er war der Ansicht, daß außer ihm und einer Handvoll „Auserwählter“, all die andern den „großen Haufen“ bildeten; die Philister, die seiner Beachtung nicht würdig wären. Er sprach mit großem Selbstvertrauen und Stefa hörte ihm zu, wie einer Offenbarung und verschlang jedes seiner Worte.

Aber sie, die Mutter, sie war nicht verliebt und daher konnte sie ruhig beurteilen, was sie hörte. Er gefiel ihr durchaus nicht. Ueberhaupt imponierte ihr nicht seine scheinbare Größe. Sie hätte vorgezogen, daß der zukünftige Mann ihrer Tochter ein gewöhnlicher, ehrlicher Mensch gewesen wäre; ein Mensch, der gewiß nicht auf den „Höhen“ schweben würde, aber der auch nicht alles verspotten würde, was den anderen heilig und teuer ist. Aber was sollte sie wohl tun? Stefa liebte diesen Menschen.

Sie begriff gar nicht, was mit ihrer Tochter geworden war. Manchmal, wenn sie so zusah, mit welcher unbewußter kindlichen Zärtlichkeit Stefa ihre Arme um den Nacken ihres Bräutigams schlug, empfand sie sogar eine nagende, mütterliche Eifersucht. Sie fühlte, daß ihre Tochter ihr nicht mehr so ganz angehörte, wie früher; daß dieser Mann, der ihrer Mutter so unangenehm und so sonderbar schien, sie ihr entriß. Er hatte sie genommen, wie man ein Böglein fängt, mit klopfendem Herzen und bebenden Flügeln. Er wird sie wegführen zur Freude und zum Leide — und der Mutter bleibt nichts übrig, als ihr Alter einsam und allein zu verbringen.

„Wenn er sie nur liebte“, flüsterte sie mit bangem Schmerz und Ergebung.

Vor kurzem hatte sie daran nicht gezweifelt — aber in letzter Zeit hatte Karols Verhalten in ihr immer größere Befürchtungen erweckt. Er kam immer seltener, manchmal war er zerstreut und sogar schroff; und er verabschiedete sich schon früh am Abend. Das fiel ihr hauptsächlich auf seit der Zeit, da die rothaarige Sängerin ihre Gastrollen im Theater begonnen hatte.

„Lieber Gott, entferne diesen Gedanken von mir“, wiederholte sie entsezt.

Auch Stefa, wie es ihr schien, hatte etwas gemerkt, denn sie hatte öfters heimlich geweint, obwohl sie es vor der Mutter zu verbergen suchte. Und unter der Last dieses neuen Kammers beugte sich ihre Gestalt noch mehr und

tiefe Seufzer entranen sich ihrer Brust. Ihr krankes Herz begann noch stärker und unregelmäßiger zu schlagen.

Was soll ich tun? dachte sie voller Qual.

Schon eine Woche war vergangen und Karol zeigte sich nicht. Täglich erwartete sie ihn, zuerst erstaunt und dann beunruhigt. Stefa verriet ihre Unruhe nicht — aber die Augen der Mutter sahen, daß sie unter dieser Vernachlässigung furchtbar litt. Das junge Mädchen wurde immer bleicher und siechte zusehends dahin.

Ach, wenn sie ihn doch nicht so lieben würde, dachte die Witwe bekümmert. Ich würde ihr offen sagen, was ich von ihm halte. Sie fühlte, daß sie diesen Menschen zu hassen begann.

Nachts hatte Stefa hohes Fieber und mehrmals entschlüpfte ihren Lippen der Name ihres Verlobten.

Die Mutter saß am Bette ihrer Tochter mit angehaltenem Atem; und trotz aller Kränkung, und trotz ihres Hasses für diesen Menschen, flehte sie zu Gott, er möge doch endlich kommen. Und sie nahm sich vor, ihm zu verzeihen und ihm keinerlei Vorwürfe zu machen — wenn er nur kommen würde!

Sie kannte ihre Stefa und wußte sehr wohl, daß sie nie aufhören würde, ihn zu lieben und daß sie ihn nie verzeihen könnte. (Schluß folgt.)

Der Kritiker des Kaisers.

Von Henri Borel.

Es lebte in grauer Vorzeit in China ein Kaiser, der zugleich Künstler war, und unter dessen Regierung die Künste ungemein blühten. Seine besondere Liebe gehörte der Malerei, und er gründete eine Kaiserliche Akademie für Maler, zu der jährlich Tausende junger Schüler aus allen Gegenden des Reiches hinströmten, da die größten Meister des Pinsels an ihr als Lehrer unterrichteten. Jedes Jahr schrieb der Kaiser einen fürstlichen Preis für den Schüler der höchsten Klasse aus, der das schönste Bild gemalt hatte. In diesem Jahr jedoch wurde in Hof- und Kunstkreisen die heftigste Unzufriedenheit laut über die Wahl der Jury, die aus zehn Mitgliedern bestand und diesen Preis verteilte, aber immer ungerecht verfuhr. Es wurde sogar gemunkelt, daß die Jurymitglieder Bestechungen nicht unzugänglich waren, und der Preis meistens dem Höchstbietenden zufiele. Darum beschloß der Kaiser, die Jury abzuschaffen und einen kaiserlichen Kritiker anzustellen, auf dessen Urteil er sich vollkommen verlassen konnte. Nach langem Suchen und Ueberlegen wurde ihm endlich von dem ältesten und weisesten seiner Ratsherren ein einfacher Künstler ohne berühmten Namen empfohlen, dem aus seiner Geburtsstadt ein Ruf so kluger Einsicht und unantastbarer Ehrlichkeit vorausging, daß er für würdig befunden wurde, das hohe Amt zu bekleiden.

Bevor der Kaiser den Vorgesetzten ernannte, wünschte er ihn auf die Probe zu stellen, indem er ihn gleichzeitig mit den zehn Jurymitgliedern um sein Urteil fragte, über einige speziell hierfür von einem großen Künstler angefertigte Bilder, nach Motiven, die nur dem Kaiser selbst und dem Maler bekannt waren.

Das erste Gemälde stellte sieben Pfauen dar, die an einem Frühlingsabend feierlich eine Marmortreppe des Palastes hinaufstiegen, und der Kaiser fragte persönlich alle Kritiker, denen genau fünf Minuten Zeit zur Antwort gegeben waren, welchen Fehler sie darin entdeckten. Alle zehn Jurymitglieder erschöpften sich in Wortklaubereien und Kritikeleien über kleine Einzelheiten von Farbe, Nuancen und Linien. Aber als nach ihnen der Vorgesetzte, der Ho Lin hieß, um sein Urteil gefragt wurde, antwortete er sofort: „Dieses Bild würde ein Meisterstück sein, wenn der Maler mit der Natur von Pfauen besser vertraut wäre, denn Pfauen steigen immer mit der linken Pfote zuerst eine Stufe hinauf, und diese gemalten tun es alle mit der rechten.“

Da ließ der Kaiser sieben Pfauen aus seinem Schloßgarten eine Treppe hinaufsteigen, und tatsächlich, Ho Lin hatte recht!

Danach brachte der Kaiser die elf Kritiker vor ein Bild, auf dem eine Kacke zu sehen war, die an einem Strauch Pfingstrosen saß, und fragte: „Was hat der Maler hiermit ausdrücken wollen?“ Die zehn Jurymitglieder erschöpften sich in Erklärungen, in denen der Frühling — denn Pfingstrosen sind Frühlingsblumen — und die Paarungszeit von Kacke die größte Rolle spielten. Ho Lin jedoch antwortete: „Der Maler hat ausdrücken wollen: Mittag. Denn in den Mittagstunden sind die Pupillen einer Kacke wie hier auf dem Bilde, wie schwarze Striche, während sie des Abends rund sein würden, und außerdem sind Mittags, wie hier, die Blumentelche weit geöffnet und ein bißchen matt im Ton.“

Der Kaiser nickte zustimmend, da er jetzt wußte, daß Ho Lin die Natur durch und durch kannte; aber ganz zufrieden war er noch nicht. Jetzt führte er die Kritiker vor ein Gemälde, das spielende Musikanten darstellte. Und er fragte: „Was mögen diese Leute spielen?“ Die zehn Jurymitglieder erschöpften sich in Vermutungen, aber Ho Lin antwortete sofort: „Sie spielen im Augenblick den ersten Takt der dritten Modulation des Stückes „Das rote Gewand“.“

Der Kaiser ließ seine eigenen Musikanten dieses berühmte Stück spielen, und siehe, genau bei dem ersten Takt der dritten Modulation sahen sie wie eine Kopie des Bildes aus. Und der Sohn des Himmels sagte beifällig: „Ein Kritiker der Malkunst muß auch musikalisch sein, denn alle Kunst ist Rhythmus. Ist ein gutes Bild nicht ein Lied ohne Worte?“; aber ganz befriedigt war er noch nicht.

Nun führte er die Elf zu einem Bild, auf dem Pfingstrosen und Chrysanthemen nebeneinander blühten, zwischen denen ein Zweig Cassia hervorragte, während bunte Schmetterlinge um die schönen Blumen gaukelten.

„Dieses Bild sandte ein Freund dem andern“, sagte der Kaiser, „um ihm sein Wesen und seinen Charakter zu offenbaren. Was hat er wohl gemeint?“

Die zehn Jurymitglieder, die jetzt auch einmal ihre Naturkenntnis zeigen wollten, erklärten einstimmig, daß die Darstellung nichts taugte, weil Frühlingsblumen niemals neben Herbstblumen blühen könnten. Aber Ho Lin antwortete: „Die Pfingstrose ist die Blume des Frühlings, das Chrysanthemum die des Herbstes, und ist die Cassia nicht von altersher das Wahrzeichen des Literaten? Der Maler weist hier symbolisch auf Confuzius' heiliges Buch „Frühling und Herbst“ hin — Ch'ouen Ch'oué — und ist es nicht überall bekannt, daß das Spiel von Schmetterlingen mit Blumen die Liebe symbolisiert? Der Freund hat seinem Freund sagen wollen: „Ich bin ein Student, der die Weisheit studiert, aber ich liebe auch schöne Frauen.““

Wiederum sah der Kaiser zufrieden aus, da er erkannte, daß Ho Lin Philosoph und Dichter war, aber auch jetzt war er noch nicht vollkommen zufriedengestellt, und er ließ vor die Elf ein Bild, das allerschönste aus seinem ganzen Palast kommen, eine Landschaft des unsterblichen Wang Wei. Sofort begannen die zehn Jurymitglieder zu kritisieren und fanden überall kleine Fehler, aber es war, als ob Ho Lin mit Stummheit geschlagen wäre, denn er stand voller Bewunderung und Entzücken, ohne ein Wort hervorbringen zu können, und als die zugestandenen fünf Minuten um waren, hatte er noch keine Silbe der Kritik geäußert.

Die eifersüchtigen Jurymitglieder freuten sich bereits über Ho Lins Unfähigkeit, aber der Kaiser legte jetzt voller Freundschaft seine erhabene Hand auf die Schulter des bewegt schweigenden Künstlers und sprach: „Das war es, worauf ich wartete. Die höchste Kritik ist keine Kritik, und nur der Glückliche, der noch unverleht die reine Schönheit erleben und in wortloser Ekstase schweigen kann, ist würdig, der Kritiker des Sohnes des Himmels zu sein...“

(Berechtigte Uebersetzung von Lucie Blocher-Glaser.)